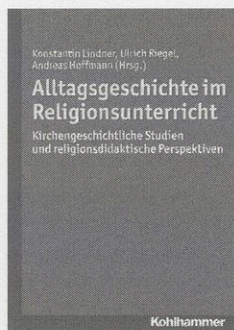


so gut wie keine Rolle“ (9). Doch gilt das nicht für dieses Buch: Hier ignoriert der interreligiöse Festkalender für katholische Kindertagesstätten so zentrale Feste wie St. Martin oder St. Nikolaus (20), das Sakraments- und Kirchenverständnis ist klar protestantisch (101) und auch Hinweise zur Einstellungspraxis „kirchlicher Einrichtungen“ beziehen sich nur auf nicht-katholische Träger (131). Bei all diesem wäre zumindest die Benennung des eigenen Standpunktes und der Hinweis auf interkonfessionelle Differenzen wichtig.

Das Buch lebt von zahlreichen Erfahrungsberichten und Beispielen, die als Vorbild und Denkansatz dienen können: von einer interreligiösen Segensfeier bis hin zu einer Kita, die ihren generellen Schweinefleischverzicht überdenkt. Nicht alle Beispiele gehen gleichermaßen in die Tiefe (welchen Gewinn haben Leserinnen und Leser beispielsweise von Praxisverweisen nach dem Muster „In der Elternveranstaltung wird gefragt [...]. Gemeinsam wird mit dem Kita-Team überlegt, wie man als Kirche noch besser auf diese Familien zugehen könnte“?, 133). Fraglich ist auch, ob die Mode des zusammenhanglosen Einschubs von Beispielen und Fragen in den Fließtext der Konzentration auf den Gedankengang dienlich ist. Doch macht die Lebensnähe die Stärke des vorliegenden Werkes aus. Der Praktikerin bzw. dem Praktiker hilfreich sind wohl insbesondere die vom Verfasser unter Rückgriff auf ein „Schema der Identitätsfindung“ (136) Lothar Krappmanns entwickelten „Schritte des kompetenten interreligiösen Problemlösens“: „Vom Gemeinsamen ausgehen“, „Fremdheitsempfindungen zulassen“, „Rollendistanz“, „Role taking“, „Ambiguitätstoleranz“ und „Identitätsdarstellung“ (137f.). Deren Durchführung an exemplarischen Fällen aus den Bereichen Sakralraumpädagogik, Feste, Heilige Schriften, Theologisieren und Gebet ist lesenswert und regt an zur weiteren Diskussion.

Katrin Bederna



Lindner, Konstantin/Riegel, Ulrich/Hoffmann, Andreas (Hg.): *Alltagsgeschichte im Religionsunterricht. Kirchengeschichtliche Studien und religionsdidaktische Perspektiven*, Stuttgart (Kohlhammer) 2013 [256 S., ISBN 978-3-17-022238-0]

Der vorliegende Sammelband erprobt einen neuen Zugang zur Kirchengeschichte im Religionsunterricht. Die Herausgeber erhoffen sich von einem alltagsgeschichtlichen Zugang nicht allein Auskunft über das Leben der „kleinen Leute“, sondern auch über soziale und religiöse Dimensionen des Alltagslebens (5). Dieser Zugriff ist Voraussetzung für einen kirchengeschichtlichen Unterricht, der auf die Bedeutsamkeit religiösen Lernens setzt. Die 17 Beiträge untergliedern sich in I. Fachdidaktische Eckpunkte, II. Kirchengeschichtliche Studien und III. Religionsdidaktische Perspektiven.

Konstantin Lindner leitet die fachdidaktischen Eckpunkte ein. Er akzentuiert in seinen Überlegungen zum „Religiöse[n] Lernen mit Kirchengeschichte“ den alltagsgeschichtlichen Zugang als konstruktivistische Perspektive. Ein entsprechender Ansatz befähige die Lernenden vor dem Hintergrund einer posttraditionalen Situation zur Teilhabe an der gegenwärtigen Religionskultur, zu identitätsbildender Rückschau – auch auf „gefährliche Erinnerungen“ (Metz) – sowie zur Wahrnehmung der Welt durch eine das Kirchengeschichtliche fokussierende Brille konstitutiver Rationalität (Baumert). Der Einzelne sei zur „Subjektwerdung“ zu befähigen, indem man ihm „Orientierungsoptionen“ aufzeige und ihn zur „religiösen Selbstvergewisserung“ anleite. Kirchengeschichte sei nicht als Beispielarsenal moralisch-ethischer Fragestellungen zu funktionalisieren (11–19).

An dieser Stelle schließt Ulrich Riegel mit seinem Beitrag zu „Kinder[n] und Jugendliche[n] als



Subjekte[n] des Religionsunterrichts zu kirchengeschichtlichen Inhalten“ an: Schüler/-innen gelten ihm als entsprechende „Ko-Konstrukteure“ der Geschichte des Christentums. Zwar werden kirchengeschichtliche Themen im Religionsunterricht überwiegend marginal behandelt (Petzold), eine öffentlich wirksame, mediale Sozialisation lasse aber Kirche, ihre Geschichte und deren Vertreter überwiegend negativ erscheinen. Vor allem Computerspiele bildeten damit ein Verständnis von Kirchengeschichte ab, das die Gesellschaft insgesamt präge. Während die basalen Vorstellungen von „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ erst am Ende der Grundschulzeit ausgebildet sind, entwickelten Jugendliche von sich aus kein Gespür für die spezifisch christliche, nicht-zirkuläre Sicht von Geschichte. Insofern erst mit Beginn des Jugendalters ein Bewusstsein für die „Konstruktivität von Geschichte“ (25) ausgebildet sei (von Börries), werde eine Auseinandersetzung mit der Geschichte des Christentums aus Gründen der Sensibilisierung für „kulturelle Differenz“ unumgänglich. Demgegenüber entwickelten vor allem Jugendliche mit Migrationshintergrund – aus einer besonderen Minderheitensituation sowie spezifisch religiöser Prägung heraus – eine hohe Sensibilität für „geteilte Erinnerungen“ (Motte/Ohliger). Damit sich Jugendliche als „Mit-Gestalter von [Kirchen-] Geschichte“ verstehen können, müsse Unterricht in Kirchengeschichte eine Dekonstruktion negativer Geschichtsbilder auf der Basis unterschiedlicher Deutungsmöglichkeiten anvisieren (21–30).

Die kirchengeschichtlichen Studien werden von Hubertus Lutterbach mit Überlegungen zum Thema „Kinder und Christentum. Spätantike Einblicke, mittelalterliche Ausblicke“ eröffnet. Christen würdigten Kinder als Gotteskinder und entwickelten damit eine im Judentum in Auseinandersetzung mit heidnischen Sitten und Gebräuchen herausgebildete Wertschätzung fort. Während die gezielte Ausmerzungen fehlgebildeter und überzähliger Kinder in der antiken Welt den Normalfall darstellte, nahmen sich im Mittelalter vor allem die Klöster der Behinderten an. Im Alltagsleben der Christen setzte sich der Grundsatz der Nächstenliebe erst allmählich durch, noch im 16. Jahrhundert sprach man von „Teufelskindern“. Zwar wurden christliche Kinder seit dem 4. Jahrhundert nicht länger an heidnischen Schulen unterrichtet, eine eigene christliche Bildungskonzeption konnte sich aber erst im Aufklärungszeitalter entfalten. Die Einspeisung christlicher Vorstellun-

gen zur Würde des Kindes in den globalen Wertediskurs stehe noch aus (33–50).

Andreas Hoffmann beschäftigt sich mit dem „junge[n] Augustinus“ und untersucht dessen christlich motivierte Nähe zum Manichäismus (51–66). Lutz E. von Padberg arbeitet unter dem Titel „Christianisierung der Germanen durch Bonifatius“ eine Art Professionalisierung des Berufs eines Missionars heraus (67–81). Alexander Berner fragt nach der Rolle von „Frauen und Arme[n] auf Kreuzzügen“. Während das Narrativ moderner Historiographie das ritterliche und insofern „männliche-elitäre“ Moment herausstellt, weist Berner auf die Bedeutung alternativer Quellenlagen für künftige Forschung hin (83–98). Rita Voltmer geht es im Zusammenhang der „Hexenverfolgung“ um die Frage nach der Schuld der Kirche(n). Dabei hält sie im Ergebnis fest, dass sich vornehmlich einzelne Theologen, Bischöfe und zunehmend auch Mitglieder des Jesuitenordens argumentierend und handelnd in den Dienst der Inquisition stellten (99–118). Susanne Schuster zeichnet das „Ringens um den wahren Glauben“ exemplarisch an einem Dialog zwischen Priester und Handwerker nach und akzentuiert die ökonomisch-kommerzialisierten Seiten der Reformation (119–134). Andreas Holzem beschäftigt sich mit den Folgen der „Konfessionalisierung der Familie“: Er fragt nach alltagspraktischen Konsequenzen, die eine am christlichen Maßstab orientierte Gerichtsbarkeit für gesellschaftlich etablierte Umgangsformen – wie etwa den vorehelichen Geschlechtsverkehr, die Ehescheidung oder die Wahrsagerei – hatte (135–156).

Martin H. Jung geht es um „Christen und Juden im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit“. Er fokussiert seinen Beitrag vor allem auf die Deutung bildlicher Artefakte (Darstellungen des Ritualmords, des Verhältnisses von Kirche und Synagoge sowie der sog. ‚Judensau‘) (157–172). Dagmar Pöpping berichtet über „Deutsche Kriegspfarren an der Ostfront“. Die emotionalen Folgen des Einsatzes im Zweiten Weltkrieg verknüpfen sich mit dem von ihnen avisierten christlichen Sinnangebot und lassen sie als „Stabilisierungsfaktor“ erscheinen. Zwar verkörpern sie inmitten der männlichen Kriegsgesellschaft „eine ewige, friedliche Weltordnung“, sie unterscheiden sich aber kaum von der Opferbegeisterung ihrer Vorgesetzten. Zentrale Elemente der christlichen Theologie werden den Kriegsbedingungen angepasst: ein eigenständiger Vorsehungsbegriff, eine christologisch über-



formte Führergestalt, das göttliche Strafgericht sind der NS-Ideologie angenähert. Der verlorene Krieg gilt ihnen schließlich als Schuld der Deutschen (173–186).

Die Überlegungen von Josef Pilvousek zur „katholische[n] Kirche in der DDR“ setzen voraus, dass die DDR wegen ihrer marxistisch-leninistischen Ideologie und der daraus abgeleiteten Parteidiktatur nicht als „weltanschaulich neutraler Staat“ anzusehen sei. Galt das Gebiet der Neuen Bundesländer bis 1939 als Mutterland der Reformation, so erhöhte sich der katholische Bevölkerungsanteil zwischen 1945 und 1949 um 156%. Gerade wegen ihrer Herkunft – die katholische Kirche in der SBZ galt als Flüchtlingskirche – widersetzten sich ihre Mitglieder einer ideologischen Vereinnahmung und drangen auf klare Trennung von Jugendweihe (seit 1955) und kirchlichen Ritualen. Katholische Bischöfe unterstützten „ihre“ Bausoldaten; auch die katholischen Christen wurden von der Staatssicherheit überwacht. Dabei zeigten sie ein beachtliches Maß an Unerschrockenheit und Mut zur Subversivität (187–203).

Klaus König eröffnet die religionsdidaktischen Perspektiven mit „kulturhermeneutischen Perspektiven für die Fachbeiträge dieses Bandes“. Die Formen christlicher Praxis seien vielfältig und in ihrer Tiefenstruktur nur durch historische Analyse sichtbar zu machen. Insofern sei Alltagsgeschichte nicht einfach Kirchengeschichte von unten oder eine Fokussierung auf institutionalisierte Praktiken, sondern gerade eine Kritik an normierten Festlegungen. Das religiöse Lernen sei durch didaktische Transformation zu verdeutlichen, insofern versteht er die Fachbeiträge konsequent hermeneutisch und rückt sie unter bestimmte Oberkategorien: „Christliches Verstehen“ (Padberg/Pöpping), „christliche Formung der Praxis von Alltag“ (Schuster/Lutterbach), „Konflikt zwischen Sach- und Werturteil“ (Jung/Berner/Voltmer/Pöpping/Riegel) sowie „christliche Praxis als Alternative“ (Pilvousek/Hoffmann) (207–216). Heidrun Dierk setzt sich für eine narrative Kirchengeschichtsdidaktik ein und schlägt verschiedene methodische Alternativen vor (217–226). Konstantin Lindner plädiert für biographische Verfahren, weist aber darauf hin, dass diese vor allem als „Option“ verstanden werden sollten. Dabei finden sich auch hier – wie bei König und Dierk – methodische Empfehlungen für den konkreten Unterricht (227–234). Während Ulrich Riegel die Dilemma-Methode als Möglichkeit kirchenge-

schichtlicher Erarbeitung vorstellt (235–242), weist Harald Schwillus schließlich auf die Bedeutung der Erforschung von „Kirchengeschichte im persönlichen Umfeld“ hin. Zu diesem Zweck empfiehlt er den Einsatz von Oral History (243–254).

Die einleitenden Aufsätze der Herausgeber bieten nicht nur vielsprechende Thesen, sondern auch interessante konzeptionelle Überlegungen. Das dort enthaltene Versprechen innovativer Didaktik wird in den kirchengeschichtlichen Fachbeiträgen allerdings nur selten eingelöst. Diesen Befund dem Konzept oder den Herausgebern anzulasten, wäre insofern ungerecht, als die Forschungslage selbst nur wenig alternative Deutungsoptionen eröffnet. Daher deckt der vorliegende Band vor allem wissenschaftstheoretische Probleme auf – wie nicht zuletzt der etwas verwirrende terminologische Gebrauch belegt: Die fachdidaktischen Eckpunkte enthalten grundsätzliche Überlegungen zum religiösen Lernen, sind mithin eher religionsdidaktisch ausgerichtet, wohingegen die religionsdidaktischen Perspektiven – laut Vorwort – „fachdidaktisch-methodische Zugänge“ enthalten (5). Ein konstruktivistischer Ansatz bei der Alltagsgeschichte müsste vermutlich die beteiligten Kirchen- und Christentumshistoriker/-innen dazu nötigen, Fragen nach dem, was sie eigentlich selbst an dem von ihnen behandelten Beispiel für religiös bedeutsam halten, zumindest zu stellen – und vielleicht, aber nicht unbedingt – auch zu beantworten.

Das Buch bildet inhaltlich eine Art „State of the Art“ kirchengeschichtlicher Forschung zu Einzelbeispielen ab, insofern sei es denjenigen Leser/-innen empfohlen, die sich neu mit der Materie befassen. Für in das Berufsleben einsteigende Religionslehrkräfte dürften insbesondere jene fachdidaktisch-methodischen Beiträge hilfreich sein, die am Ende des Bandes zur Sprache kommen als narrativ, biographisch, am Dilemma bzw. am persönlichen Umfeld lehrend-lernende Ansätze.

*Antje Roggenkamp*